



Wir besaßen zu Hause drei Bücher: eine Art Bibelexzerpt mit farbigen Illustrationen vom Kalvarienberg oder der Himmelfahrt. Zudem *Das fleißige Hausmütterchen*, ein Hochzeitsgeschenk an meine Mutter. Und ein Doktorbuch. Das konsultierte meine Mutter für *Do-it-yourself*-Heilungen. Sie schwor auf ›Schmieren und Salben hilft allenthalben‹. Ich konsultierte das Doktorbuch ab einem gewissen Alter unter G; wir hatten damals keinen Sex, sondern ein Geschlechtsleben. Diesen drei Büchern verdanke ich meine ersten Leseerfahrungen. Ich gewann eine häusliche Vorstellung von Literatur, die abgesteckt wurde durch Bibel, Doktorbuch und *Fleißiges Hausmütterchen*; manchmal hege ich den Verdacht, es sei bei dieser Trinität geblieben.

Die erste Bücherei, die ich kennenlernte, war eine Pfarreibibliothek; sie befand sich gleich neben der Kirche, in einem Gebäude, in dem kirchliche Vereine ihre Versammlungen abhielten. Pfarrmäßig war die Öffnungszeit auf Sonntag festgelegt, am Vormittag nach dem Gottesdienst. Ich brachte nicht nur das Gesangsbuch mit in die

Kirche, sondern auch die ausgeliehenen Bücher. Ich verstaute sie gewöhnlich unter der Kniebank, damit der Liebgott, der hinterm Altar von einem Wandgemälde heruntersah, nicht gleich erblickte, was ich gelesen hatte; denn es gab Bücher, die mich auf das brachten, was man sündige Gedanken nannte; von denen befreite ich mich im Beichtstuhl. Das Ganze spielte innerhalb eines religiösen Recyclings: Man gab das Sündige, zu dem einen eine katholische Bibliothek animierte, in einem katholischen Beichtstuhl wieder ab.

Das Angebot der Pfarreibibliothek war Katechismus-kompatibel; kein Buch, das es je auf den Index gebracht hätte. Damals las ich noch nicht die Bücher, die auf dem päpstlichen Index standen. Hier wachte die Ausleihdame, die im Caecilienchor sang, nicht nur darüber, ob man beim Lesen Flecken gemacht hatte; sie kümmerte sich darum, dass mir nichts Falsches in die Hände kam. Es gab Titel, die einem erst ausgeliehen wurden, wenn man vierzehn war. Ich zerbrach mir den Kopf, was einem Zwölfjährigen vorenthalten wurde, und war festen Willens, vierzehn zu werden.

Ich hatte schon in der Volksschule den Entschluss gefasst, Schriftsteller zu werden, oder besser noch: Dichter. Ich hatte vernommen, dass berühmte Künstler verhungert sind und in Massengräbern verscharrt wurden. Weder das eine noch das andere wollte ich. Ich musste daran denken, mir das Brot sonst wie zu verdienen.

Ich war überzeugt, um Dichter zu werden, müsse man vorher alles lesen, was je geschrieben worden ist. So würde ich erfahren, worüber und auf welche Art noch nicht gedichtet wurde, ich würde mir meinen Platz erlesen. Diese Total-Lektüre war eine sublimale Form der Bücherverbrennung. Ich schaffte die andern lesenderweise beiseite, um für mich Freiraum zu erlangen.

Doch dann der Schock. In der Bibliothek, die nach unserem Volkspädagogen Pestalozzi hieß, Zettelkästen, einer neben dem andern, eine ganze Wand entlang, mehr Schränke als Buchstaben. Der erste begann mit ›Aa‹ und ging bis ›Am‹; es folgte ›An‹ bis ›Av‹; erst dann begann der Kasten mit ›B‹. Mir war schlagartig klar: Du kommst nie durch. Selbst im hohen Greisenalter würde ich mich noch nicht an mein Jugendwerk machen, ich würde irgendwo zwischen ›Me‹ und ›No‹ das Zeitliche segnen. ●



416 Seiten, Leinen
ISBN 978-3-257-06716-3

»Ein literarisches Vermächtnis.«
Die Zeit, Hamburg